Gerda Laufenberg

Die bizarre Schönheit der Trümmerblumen

Dittrich

© Dittrich Verlag in der Velbrück GmbH Verlage, 2025
Meckenheimer Str. 47 · 53919 Weilerswist-Metternich
info@velbrueck.de
www.dittrich-verlag.de

Printed in Germany
ISBN 978-3-910732-52-0

Cover-/Innengestaltung: Katharina Jüssen, Weilerswist-Metternich

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Inhalt

Trümmerblumen 7
Der Umzug 9
Vier Stockwerke 15
Frau Eschbach 26
Die Hausbesitzerin 31
Der Beruf meines Vaters 34
Der Vater 39
Die Mutter 43
Meine Tanten 46
Was ist eine Schlampe? 52
Die seltsame Michaela 57
Der erste Schultag 63
Das Krippenspiel – oder:
Warum Josef Maria nicht küssen darf 69
Jungs sind mehr wert 74
Die Flötenlehrerin 78
Die Schuhe vom Nikolaus 85
Kein Opernhaus für die Sängerin 90
Der Weg zum Mount Everest 94
Mit Tante Berta zum Drachenfels 98
Der besudelte Hochaltar 103
Von Römern, Ubiern und roten Funken 108

Die Schatzsuche 114
Die besonderen Damen. 120
Der Akkordeonlehrer 126
Meine erste Heilige Kommunion 132
Täubchen 137
Von Würmern, Obst und ewiger Hoffnung 142
Von der Fähigkeit, im Leben zurechtzukommen 146

Nachwort 153

Trümmerblumen

Wir pflückten Blumen auf den Trümmern. Deshalb nannten wir sie Trümmerblumen. Sie hatten dicke, lilafarbene Blütentrauben, schön wie Flieder. Sie wuchsen aus Sträuchern, deren Wurzeln in irgendeinem verschütteten Keller endeten. »Da sind noch Tote drunter!«, behauptete Andi, »die geben guten Dünger!«. Mein Vater sagte, dass sei Quatsch. Alle Toten seien gefunden und begraben worden, in den Trümmern lägen höchstens noch ein paar Ratten. Trotzdem glaubte ich immer, einen Leichengeruch in der Nase zu haben. Ich schenkte

meiner Mutter niemals Trümmerblumen. Wir hatten andere Blumen im Garten.

Den süßlichen Leichengeruch kannten wir vom Krematorium hinter dem St. Vinzenz-Hospital. »Da werden die Toten aufbes wahrt, die verbrannt werden«, sagte Andi. Wir schlichen heimg lich dort herum und schnüffelten. Es war gruselig und schon deshalb auch anrüchig, weil katholische Menschen sich nicht verbrennen lassen durften. Mein Vater sagte, da wäre gar kein Krematorium, in dem Haus werde der Abfall des Krankenhauses verbrannt. Ich habe das für mich behalten.

Wir pflückten Trümmerblumen für niemanden und warfen sie dann fort, sie wuchsen überall und hatten keinen Wert. Aber sie waren unerklärlich schön, hoch oben auf den Trümmerbergen, schwer erreichbar wie Edelweiß.

Einmal habe ich einen Strauß davon Frau Appenwiehr nebenan in den vierten Stock gebracht. Das war, als sie mir erzählte, heute sei ihr 78. Geburtstag. Sie war ganz allein in ihrer Wohnung, saß auf ihrem alten Sofa und träumte vor sich hin. Niemand brachte ihr Blumen. Trümmerblumen hatte sie noch nie gesehen. Bei ihr rochen sie nicht nach Leichen, sie dufteten wie richtige Blumen aus dem Garten.

Der Umzug

Jetzt ist alles vorbei. Jetzt gehört mir nichts mehr. Diese holprige Straße ist nicht mehr meine Straße, das Haus mit der zerschrammten Eingangstür ist nicht mehr mein Haus und die neugierigen Nachbarn werde ich bald nicht mehr sehen. Die Kinder, die sich um den Möbelwagen drängeln, sehen mich schon jetzt an, als würde ich nach Sibirien ziehen oder zumindest nach Bergisch Gladbach, was ja auch im Osten liegt. Wir ziehen nämlich um. Wir ziehen in ein anderes Viertel, ins *Agnesviertel*. Dass dieses Viertel sich nach einer Frau benennt, die Agnes heißt, genauso wie die dicke Besitzerin vom Kiosk an der Ecke, kommt mir komisch vor. Aber Mutter sagt, das Viertel heißt nach einer Kirche, der Agneskirche, unsere künftige Pfarrei.

Unser Vorort heißt Nippes, und Nippes hat sich von keiner Kirche einen Namen aufdrängen lassen. Aus Nippes wäre das »Marienviertel« geworden, hätten wir uns nach der Kirche Sankt Marien benannt. Aber es gibt noch mehr Kirchen, die Josefkirche und die Bonifatiuskirche. Daraus hätte das »Maria-und-Josef-und-Bonifatius-Viertel« werden können. Bei aller Frömmigkeit, so ein Name war den Nippesern dann doch zu umständlich.

Aber Agnesviertel, das hatte einen vornehmen Klang. Jedenfalls wenn meine Mutter davon sprach. Sie tat das in einem Tonfall, der unmissverständlich klarmachte: Wir ziehen in eine bessere Gegend. Ihr Blick wurde träumerisch. »Das kann man mit Nippes gar nicht vergleichen. So nah an der Innenstadt, die Häuser größer und vornehmer, gute Geschäfte, bessere Leute, alles ganz anders …«

Sie schaute sich vorsichtig um und flüsterte mir zu: »Nicht solches Gesocks wie hier.«

Mir hat es in Nippes gut gefallen. Und das »Gesocks«, von dem meine Mutter spricht, damit sind wohl unsere Nachbarn gemeint. Vor allem die von schräg gegenüber. Wenn Mutter aus dem vierten Stock hinausschaut, liegt im Haus gegenüber eine Frau im Fenster, die ihre dicken Arme auf ein Sofakissen drückt. Manchmal kommt ein Mann im Unterhemd dazu, holt sich auch ein Kissen und quetscht sich neben sie. Sie trinken beide aus einer Flasche und lachen oft. Manchmal streiten sie auch. Mutter beobachtet beides mit Verachtung. »Es ist ein Jammer. Die liegen den ganzen Tag im Fenster und tun nix. So ein Volk … Halt dich bitte von denen fern!«

Ich nicke immer brav. Mich von *denen* fernzuhalten soll heißen: »Spiel nicht mit den Kindern dieser Leute.« Das wäre ein Versprechen, das unmöglich einzuhalten ist. Aber das muss meine Mutter nicht wissen. Sie geht arbeiten und weiß vieles nicht, von dem, was hier abläuft. Unsere Straße ist ein großer Spielplatz, auf dem sich alle Kinder treffen, große und kleine. Auf den Bürgersteigen werden mit Kreide ständig die verschiedenen Varianten von Höppe Kästchen neu gemalt; wir springen rein und verwischen die Zahlen beim Hüpfen. Nach jedem Regenguss muss sowieso alles neu gemalt werden. An die von Granatsplittern zerlöcherten Hauswände malen sich die Jungs Tore für die Bälle, die sie quer über die Straße schießen. Wenn ein Auto vorbeikommt, halten sie inne, aber das kommt selten vor. Ich habe einmal einen Ball mit Schwung in das kleine Fenster des Schusters im Souterrain nebenan gejagt, der mir deswegen eine Ohrfeige verpasste, obwohl das Fensterglas schon vorher kaputt war. Seitdem spiele ich lieber mit Murmeln. Beim Murmelspiel liegt man auf der Erde und versucht, die Kugeln zielgenau in die Löcher rollen zu lassen, die wir in Schuhkartons geschnitten haben. Man kann dabei keine Fensterscheiben zertrümmern, aber

wunderschöne Murmeln gewinnen. Leider auch verlieren. Ich hatte mit zehn Murmeln begonnen, die mir mein Vater in dem Spielwarengeschäft an der Ecke gekauft hatte, fünf teure aus Glas und fünf billige aus Ton. Damit spielte ich erfolgreich und erbeutete in kurzer Zeit 26 Murmeln, alle aus Glas und mit leuchtenden Streifen. Erfolgsverwöhnt spielte ich damit weiter, bis ich sie am nächsten Tag alle verlor, weil Fränzchen Kleinschmied mich besiegte. Ich bin fest davon überzeugt, dass er gepfuscht hat. Die Jungs um uns herum schrien bei jedem Wurf und brachten mich völlig durcheinander. Und jetzt klickern in Fränzchens Stoffbeutel meine Kugeln. Ich bezweifle, dass mein Vater mir neue kaufen wird.

Wir Kinder hatten es gut auf der Straße. Am besten hatten es diejenigen, deren Mütter oben auf Kissen im Fenster lagen und das Treiben beobachteten. »Ullalein, häste Kohldampf«? »JüppTchen – willste e Botterram?«

Wenn Ullalein und Jüppchen nickten, flogen in Zeitungspapier gewickelte Butterbrote hinunter. Manchmal durfte ich auch reinbeißen, weil mir keine Brote zugeworfen wurden. Manchmal flog sogar ein Brot für mich herunter. Und von *diesen Leuten* sollte ich mich fernhalten?

Heute sitze ich vorn auf der Beifahrerbank im Möbelwagen und weiß: dieses schöne Leben nimmt soeben ein Ende. Meine Mutter hat es geschafft, ihre Tochter wird nicht mehr mit diesen Kindern spielen müssen.

Ich versuche, mich auf das neue Viertel zu freuen. Dabei weiß ich genau: wenn meine Mutter es dort toll findet, ist das ein Grund, misstrauisch zu werden. Meine Mutter findet vieles toll, was eigentlich schrecklich ist. Zum Beispiel ihren Chef, der mich immer hochhebt, als sei ich ein Baby. Oder das Ausflugslokal im Königsforst, wo wir sonntags Jägerschnitzel essen. Und dann soll ich spielen gehen mit Kindern, die ich nicht kenne.

Ich bemühe mich, glücklich auszusehen, so wie ein Königskind, das sich freut, in den neugebauten West-Flügel des Schlosses umzuziehen. Ich bin ein neunjähriges Königskind und meine Königinmutter hat beschlossen, das alte Schloss zu verlassen. Es ist unserer nicht mehr würdig, so schäbig wie es ist, ohne Bad, ohne Heizung, überall schräge Wände, unter denen man sich ducken muss, wenn man nicht ständig mit dem Kopf anstoßen will. Und im ganzen Haus der Geruch nach Kohl und Bratkartoffeln. So ist das eben, wenn man unter *Gesocks* wohnt.

Meine Eltern hatten oft gesagt, dass wir hier nicht bleiben könnten. Mich fragten sie nie. Sie gingen davon aus, dass ich keine andere Meinung haben könnte als sie. Ich ging davon aus, dass wir hier nie wegziehen würden. Mutter hatte zwar bei allen Gelegenheiten immer wieder dramatisch ausgerufen: »Ich muss hier weg, ich halte das nicht aus!«, und dabei die Hände gerunh gen wie die Frauen im Kino, aber Papa nahm sie in den Arm, murmelte irgendwas Nettes und Mutter kam zurück aus ihrem Stummfilm.

»Aber wofür gehe ich denn arbeiten?« fragte sie mit Tränen in den Augen.

Vater antwortete immer »Ich weiß, Liebes, ich weiß ja …«

Ich glaube, mein Vater wollte auch nie weg aus Nippes.

Und dann kommt heute Morgen pünktlich um 7 Uhr der Möbelwagen. *Transporte Peter Schmitz* steht in dicken Buchstaben auf den dreckigen Seitenwänden. Peter Schmitz ist ein Kegelbruder meines Vaters, ein dicker Mann, der immer im Blaumann herumläuft. Der Wagen steht direkt vor unserer Haustür in der Mauenheimer Straße. Man kann in solchen Straßen nicht unauffällig umziehen. Drei Männer sprangen heraus und stolpern jetzt die Treppe zum vierten Stock hinauf. Ich weiß, dass alle Bewohner zuschauen, jeder auf seiner Etage. Sie sehen zu, wie die Männer nach und nach unseren gesamten Hausrat nach unten tragen. Am schwersten zu tragen ist der wuchtige Wohnzimmerschrank.

Er ist ein Ungetüm mit geschnitzten Weintrauben an den Türen, einer Schnapsbar im Mittelteil und gedrechselten Kugelfüßen. »Das ist ein *altdeutscher* Schrank, das ist was ganz Besonderes«, sagte meine Mutter. Unsere Hausbesitzerin, Frau Derwort, hatte den Stil unseres Schrankes einmal als *Gelsenkirchener Barock* bezeichnet. Ich finde, das klingt feiner.

Den Möbelträgern ist der Stil des Schrankes egal. Sie fluchen die ganzen vier Stockwerke lang, schieben und zerren und wuchten, und am Ende liegt eine Weintraube abgebrochen im Hausflur. »Mäht nix, dat weedt widder jeklääv! Dat Obst krijje mer widder an et Hänje!«, beruhigt einer der Träger meine Mutter. Die ist fassungslos. Einerseits, weil die geschnitzte Weintraube an ihrem teuren Schrank kein »Obst« ist, andererseits bezweifelt sie, dass sich das Obst nahtlos wieder ankleben lässt. Ich weiß, dass sie bei Peter Schmitz auf Schadenersatz drängen wird. Papa wird das peinlich sein. Aber was soll er machen?

Ich muss die abgebrochene Weintraube in ein Küchentuch packen.

Ich laufe voraus und schaue zu, wie Schrank, Tische und Stühle, Betten, Matratzen, Teppiche und jede Menge Kisten in den Möbelwagen gepackt werden. Die ganze Mauenheimer Straße zählt mit, was wir so an Hausrat besitzen.

»Un der Ofen? Wat maachen'se denn mit dem Ofen?«

»Den brauchen wir nicht mehr«, sagt meine Mutter triumphierend, »wir haben jetzt Heizung!«

Und um noch einen drauf zu setzen ergänzt sie: »Und natürlich ein Bad«.

Ich verkrieche mich auf den Sitz vorn im Möbelwagen. Es ist wunderbar, von so hoch oben auf die Straße zu schauen, aber so richtig genießen kann ich das nicht. Ich weiß nun endgültig, dass ich nicht mehr dazu gehöre.

Ich bin jetzt neun, ich verlasse Nippes und nehme Erinnerungen mit, von denen ich später vielleicht einmal erzähle.